

IV. Nach diesem Versuch erklärt sich die ganze Balzmusik, d. h. die Entstehung des einfachen Meckertons und seine weitere Modulation folgendermaßen:

- a) Der während des Absturzes an dem Vogel vorüberstreichende Luftstrom wird durch die muldenförmige Unterseite der Flügel zusammengehalten und trifft mit verstärkter Kraft jederseits auf die ausgespreiteten seitlichen Steuerfedern; diese werden dadurch in rasche Schwingungen versetzt, wie die Feder einer angeblasenen Zungenpfeife, und verursachen ohne weitere Beeinflussung einen gleichmäßig surrenden Ton, der sich so darstellen läßt:



whuuuuuuuuuuuuuuuuuuuuuuuuuuuuuuuu¹⁾

- b) Durch die zuckende Bewegung der Flügel wird die Stärke des Luftstromes in rascher Folge vermehrt und vermindert, wodurch der Ton in gleichen Intervallen an Stärke (nicht an Höhe) gewinnt oder verliert, also tremulierend wird und folgendermaßen dargestellt werden kann:



whu whu whu whu whu whu whu whu whu¹⁾

Kurz ausgedrückt lautet demnach die vierte und jüngste Meckertheorie so: „Der Ton selbst wird durch die Vibration der seitlichen Schwanzfedern erzeugt, die Tremulation desselben durch die Zuckungen der Flügel bewirkt.“

Eingbürgerungsversuche fremder Säugetierarten.

Von Tiermaler J. Bungartz.

(Mit zwei Schwarzbildern und sieben Buntbildern,
Tafeln IX, X, XI, XII, XIII, XIV, XV, XIX, XX.)²⁾

Versuche, wildarme Fluren mit fremdländischen Vögeln zu besetzen, die heimatischen Jagdgründe mit farbenprächtigem Wildgeflügel zu bereichern, haben immer eifrige Anhänger und Förderer gefunden, und trotz manchen Fehlversuchen sind auch wiederum interessante Resultate erzielt worden, welche zu weiterer Befolgung des eingeschlagenen Weges aufmunterten.

Bei allen Aussetzungsversuchen ist zunächst eine der eigentlichen Heimat des

¹⁾ Wie durchflingendem „oo“. Beim Nachahmen mit dem Munde lasse man die Stimme durch die Nase gehen.

²⁾ Die noch fehlenden Tafeln folgen im Laufe des Jahres nach.

betreffenden Vogels annähernde klimatische und vegetationsähnliche Örtlichkeit, welche für die Lebensweise und erfolgreiche Fortpflanzung einige Sicherheit bietet, ins Auge zu fassen, da davon der Erfolg der Einbürgerung in der Hauptsache abhängig ist. Selbstredend muß das zu Einbürgerungsversuchen gewählte Revier von jeder Verkehrs- oder sonstigen Beunruhigung frei sein, damit die ausgesetzten Vögel durch nichts gestört werden; auch ist dem fliegenden wie laufenden Raubzeug scharf nachzustellen, damit die Eingewöhnung, Paarung und das Brutgeschäft keinerlei hemmende Störung erfährt. Die Wahl der auszusetzenden Vögel richtet sich nach dem jeweiligen Boden, welcher zu den Einbürgerungsversuchen zur Verfügung steht. Es läßt sich eben nicht alles und jedes auf beliebigem Grunde aussetzen. Zusammenhängende Waldungen mit viel Unterholz, besonders Nadelholz- und Birkenbestände, ausgedehnte Moor- und Heidegründe, die sonst keinen nennenswerten Ertrag liefern, sind die besten Gebiete, um Aussetzungsversuche anzustellen. Dem Vogel muß wenigstens annähernd alles das geboten sein, woran er in seinem Heimatlande gewöhnt ist. Hierzu gehört nicht allein eine ausreichende, sondern auch eine ziemlich gleiche Nahrung, wie sie dem Vogel in seiner ursprünglichen Heimat zur Verfügung stand. Er gewöhnt sich viel leichter ein und nimmt dann auch mit der Zeit andere sich ihm bietende Nahrung auf und solche die ihm im Winter auf den Kurr- und Futterplätzen geboten wird.

Die zur Aussetzung bestimmten ausländischen Hühnervögel werden in der Regel bei Ankunft in großen Volieren oder geschlossenen Fasanerien untergebracht, damit sie sich bei gutem Futter von den Strapazen der meist beschwerlichen Reise erholen und wieder zu Kraft gelangen, ihre Scheu etwas ablegen, um dann meist bei günstiger Witterung im Frühjahr oder Frühsommer in das zu bevölkernde Gebiet ausgesetzt zu werden. Daß derartige Versuche recht kostspielig sind und daher nur von Großgrundbesitzern oder Gesellschaften, die über weite Strecken Waldes und Landes und die nötigen Mittel verfügen, ausgeführt werden können, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Weiter hängt der Erfolg viel davon ab, in welcher Zahl die Tiere zur Aussetzung gelangen: mit wenigen Paaren ist kaum oder nur in den allersehrsten und glücklichsten Fällen ein positives Resultat zu erwarten.

Daß manche Arten sich verhältnismäßig leicht akklimatisieren und fortpflanzen, andere dagegen wieder nur unter großen Schwierigkeiten, ist ebenso bekannt, als daß besonders günstige Jahre, die sich weder im Sommer durch zu große Wärme, noch im Winter durch zu starke Kälte auszeichnen, auf die Einbürgerung einen entscheidenden Einfluß ausüben.

Der Pfau (*Pavo cristatus* L.) dürfte wohl nächst dem Haushuhn einer der ersten Hühnervögel sein, die bei uns zur Einführung gelangten. Als ihn

Alexander der Große zuerst im wilden Zustand sah, war er von der Schönheit des Vogels derart entzückt, daß er viele mit nach seiner Heimat nahm und dort einbürgerte. In Griechenland vermehrte er sich schnell, soll aber noch zu Perikles Zeiten so selten gewesen sein, daß Leute von nah und fern herbeiströmten, um einen solchen Wundervogel zu schauen. Die Römer, als Schlemmer bekannt, richteten aus Pfauenzungen und den kostbarsten indischen Gewürzen ein theures Gericht her. Zu Samos wurde der Pfau im Tempel der Juno verehrt, auf alten Münzen findet man vielfach sein Bild. Ebenso ziert er in der Heraldik manches fürstliche Wappen z. B. das Wappen der Fürsten zu Wied. In England und Frankreich bestand früher der Glanzpunkt einer fürstlichen Tafel in einem gebratenen Pfau, der mit seinem unvergleichlich schönen Gefieder den Tisch zierte.

Die Pfauen werden in vielen Gegenden Indiens als heilig verehrt und in den Hindutempeln von den Priestern gepflegt. In großen Scharen besuchen sie die Futterplätze und haben alle Scheu abgelegt. In den Wäldern Indiens lebt der Pfau in großen Schwärmen, die oft auf zweihundert Stück geschätzt werden; seltener kommt er vereinzelt vor. Um zu äßen, tritt er meist um die Mittagszeit aus dem Dickicht vor. Seine Nahrung besteht in allerlei Sämereien, Beeren und ähnlichem, wie sie ihm die heimischen Wälder bieten, außerdem verzehrt er auch allerlei kleines, kriechendes Getier und stellt sogar den nicht zu großen Schlangen mit Erfolg nach. Den Nachstellungen von Raubtieren ist er sehr ausgesetzt und er bäumt deshalb auch gegen Abend auf, um sich denselben zu entziehen und auszuruhen.

Die Brütezeit beginnt im nördlichen Indien im April und endet mit September, wogegen im Süden Indiens erst gegen Ende der Regenzeit. In dieser Zeit prangt der Hahn in seiner vollen Schönheit, besonders wenn er balzend Rad vor der Henne schlägt. Das Nest wird gewöhnlich auf einer erhöhten Stelle im Walde angelegt, in der Regel unter einem größeren Busche, und wird nachlässig aus dürren Reisern und Laub zusammengetragen. Die Henne legt neun und mehr Eier, selten bis fünfzehn, und brütet dreißig Tage. Das Jugendleben der jungen Pfauen ähnelt dem anderer Hühner. Gegen Witterungseinflüsse ist der Pfau ziemlich abgehärtet, wenig wählerisch im Futter, dagegen ziemlich unverträglich mit anderem Geflügel und fällt durch sein unangenehmes Geschrei auf.

Die Jagd auf wilde Pfauen wird in Indien mit Leidenschaft betrieben. Sie werden meist im Fluge geschossen. Geflügelt suchen sie noch durch Laufen zu entkommen, und ist der Schuß nicht tödlich, so gelangt der Jäger nur selten in den Besitz der schönen Beute. Das Fleisch junger Pfauen ist recht schmackhaft,

dagegen das ältere Vögel, besonders wenn sie sich von reifen Pipalfrüchten nähren, bitter und zähe.

Der Pfau hat sich allmählich und ohne besondere Schwierigkeiten fast in der ganzen Welt eingebürgert und ist jung und alt bekannt.

Ein naher Verwandter des Pfaus ist der Riesenspau, *Pavo spicifer* Horst.; er unterscheidet sich durch die ährenförmig getragenen Haubensehern, hochgelbe Wangen und riesige Größe. Ihm steht der schwarzgeflogelte Pfau (*Pavo nigripennis* Slat.) nahe. Der Spiegelpfau (*Polyplectron*) gehört einer anderen Gattung an und bewohnt wie die vorhergehenden Java. Aus diesen haben sich durch Kreuzungen die buntscheckigen Pfauen gebildet. Die weißen sind wahrscheinlich durch Inzucht entstanden und werden am höchsten bewertet.

Indien beherbergt auch noch einige andere interessante Wildhühner, die allgemein als Stammform des Haushuhnes gelten, nämlich das Bankiva-Huhn, *Gallus ferrugineus bankiva* (Temm.) und das Sonnerats-Huhn, *Gallus Sonnerati*, die sich beide in unseren zoologischen Gärten eingebürgert haben und, wenn auch selten, zur Fortpflanzung schreiten. Soviel mir bekannt, sind Aussetzungen ins Freie mit ihnen noch nicht versucht worden.

Die Einbürgerung des farbenprächtigen amerikanischen Wildputers, *Meleagris gallopavo* L., hat namentlich in Nieder-Osterreich gute Resultate gezeitigt, und bereits in den achtziger Jahren verfügte Graf von Breunner über einen ansehnlichen Bestand dieses interessanten Wildvogels. Doch auch in Deutschland, beispielsweise im pommerischen, preussischen und hannoverschen ist er mit Erfolg ausgesetzt worden. Herr von Esbeck-Platen auf Kapelle (Rügen) wurde 1895 für erfolgreiche Aussetzung von Wildputers seitens des Deutschen Jagdschutzvereins eine Prämie zuerkannt.

Geschichtlich steht fest, daß das Truthuhn sich seit der Entdeckung Amerikas erst in Spanien einbürgerte und domestiziert wurde und von hier aus die übrigen Länder Europas allmählich überzog. Gegenwärtig ist es fast überall im zahmen Zustande anzutreffen.

In seiner ursprünglichen Heimat bevölkert der Puter die Wälder der Staaten Ohio, Kentucky, Illinois, Indiana, Arkansas, Tennessee und Alabama in ungeheurer Zahl, wogegen er in Georgia und Carolina nicht so häufig auftritt und in Pennsylvania und Virginien sehr selten anzutreffen ist. Dort wo die Civilisation rücksichtslos vorgeschritten, die Landesstrecken sich dicht bevölkert haben, ist er ausgerottet. Weidend durchwandern die Puter die Waldungen, treten oft in großen Scharen auf, unternehmen, wenn die Weidegänge abgeäst sind, oft große Wanderungen. Das Äußere des Truthahnes ist allgemein bekannt, sodaß von einer näheren Beschreibung Abstand genommen werden kann. Das Gefieder

der wilden Truthühner ist viel farbenprächtiger, vielmehr bronzeeartig glänzend, wie das des domestizierten Puters.

Gegen Mitte Februar beginnt die Balzzeit. Die Henne legt ihr Nest etwas vertieft an und stattet es recht nachlässig mit einigen Federn und dürrem Laub aus. Meist wird es möglichst versteckt im Gebüsch oder unter Baumwurzeln angebracht. Das Gelege besteht aus zehn bis fünfzehn dunkelgraugelben und rotgepunkteten Eiern, öfter auch einer größeren Anzahl. Audubon soll ein Nest mit dreiundvierzig Eiern gefunden haben, auf denen drei Hennen saßen. Die Truthenne brütet sehr eifrig und ist zärtlich und aufopfernd um ihr Gelege bemüht. Bereits nach vierzehn Tagen sind die Jungen soweit flugkräftig, daß sie mit der Alten abends auf niedrige Zweige aufbäumen, um den Nachstellungen der Raubtiere zu entgehen.

Die Nahrung der Truthühner besteht in Sämereien, wie sie ihnen die Wälder bieten, weiter in Getreide, Beeren, Früchten, Gras und den verschiedensten Kerbtieren. Sowohl die Jagd wie der Fang werden in Amerika leidenschaftlich betrieben. Den Hahn erlegt man während der Balz, stößt sie auch mit den Hunden auf oder beschleicht sie an ihren gemeinsamen Futter- und Trinkplätzen. Immerhin ist die Jagd keine leichte, da der Wildputer mit seiner angeborenen Scheuheit und Vorsicht dem Jäger uur sehr schlecht aushält und sich beim geringsten verdächtigen Geräusch davon macht. Der Fang ist ergiebiger, weil der Vogel in seiner großen Dummheit selbst in die plumpeste Falle geht. Das Wildpret namentlich junger Vögel ist sehr geschätzt.

Im domestizierten Zustand hat das Truthuhn seine Wildheit abgelegt und ist meist sehr verträglich mit anderem Geflügel. Aus diesem Grunde und wegen der großen Brutlust, welche die Hennen zeigen und die noch künstlich angeregt werden kann, wird das Truthuhn allgemein in Geflügelzüchtereien als bewährte Brüterin geschätzt und man hat ihm nicht mit Unrecht den Namen „lebende Brutmaschine“ gegeben.

Beim zahmen Truthuhn unterscheidet man verschiedene Schläge: weiße, schwarze (Norfolk's), bronzegraue (Cambridge), das gewöhnliche und das amerikaniſche Bronzetruthuhn.

Das Pfaentruthuhn, *Meleagris ocellata*, ein kleinerer, aber prachtvoll gefärbter Verwandter des Wildputers, in der Lebensweise diesem gleich, kommt auf dem Festlande Mittelamerikas vor und vereinigt, wie Brehm treffend sagt, die Schönheit des Pfaues mit der Gestalt des Truthuhnes. Das Gefieder dieses schönen Vogels ist auf dem Halse, dem Mantel und der Unterseite glänzend grün, durch eine schwarze Randlinie mit goldgrünem Saum gezeichnet. Rücken und Bürzel sind blau, smaragdgrün überhaucht, breit goldgrün gesäumt mit kupferfarbenem

Schiller. Auf den Oberschwanzdeckfedern prachtvolle graublaue Augenflecken, die Oberflügeldeckfedern smaragdgrün mit schwarzem Saum. Schwingen außen weiß gerandet, innen schmal weiß, in die Quere gebändert, die am Ende gelb gesäumten Schwanzfedern rötlichgrau mit feiner marmorierter Strichelung. Das Weibchen dieses prächtig gefärbten Truthahnes ist weniger intensiv gefärbt und erscheint schlichter in seinem Federkleid.

Versuche, Auer- und Birkwild in andere Gebiete zu verpflanzen, sind in vielen Fällen mit Erfolg durchgeführt worden und das sonst so scheue Auerwild hat sich sogar in geräumigen Volieren zu Fortpflanzung bequemt. Auf der ersten internationalen Geflügel-Ausstellung (1899) in St. Petersburg hatte Oberst Hall drei Auerhahnstämme (zu je drei Weibchen und einem Hahn) ausgestellt. Die ganze Zucht stammte von wilden Eltern, war aber in der Züchtereier des Obersten großgezogen worden. Während der Ausstellung haben die Hähne in den Käfigen gebalzt, ohne sich auch nur im mindesten vor dem zahlreichen Publikum zu scheuen.

Ursprünglich war der Auerhahn über ganz Europa und Nordasien verbreitet; durch unvernünftiges, schönungsloses Jagen wurde er aber beispielsweise in Schottland und Irland vollständig vernichtet. Allerdings trug dazu auch die entsetzliche Verwüstung der Wälder, die Versumpfung geeigneter Schutzstände und das Schwinden der Aesung wesentlich bei. Erst mit den zu Anfang dieses Jahrhunderts in England vorgenommenen Aufforstungen und Drainierungen besserten sich die Verhältnisse für Auerwild. Da solches jedoch in England nicht mehr vorhanden war, wurden fremde Stämme ausgesetzt. Ein jahrelang in Schweden und Norwegen wohnender Engländer, L. Lloyd, der die Lebensweise und Jagdart des Auerwildes eingehend studiert hatte, unternahm es, die Auerwildrestauration in Schottland durchzuführen. Im Herbst 1837 sowie im Frühjahr 1838 brachte er 48 Stück Auerwild beiderlei Geschlechts nach Taymouth-Castle (Perthshire), denen im Jahre 1839 noch weitere 20 Stück folgten; alle wurden, nachdem sie sich in geeigneten Einfängen akklimatisiert und gebrütet hatten, in dem vorzüglich für Aussetzungen geeigneten Tay-Thale in Freiheit gesetzt. Hier haben sich die Auerhühner ganz erheblich vermehrt, sodaß der Bestand im Jahre 1862 bereits auf über 1000 Stück geschätzt wurde. Von dem Taymouth-Gebiet haben sie sich dann allmählich über ganz Schottland zc. verbreitet.

Weitere Versuche mit schwedischem Auerwild wurden im Jahre 1827 bis 1829 in Mar Lodge, dann in Pleß (Obereschloffen), im Chamborder und im Rütticher Wald, im Steigerwald, im Augsburger Bezirk, im Taunus und in der Romintener Heide, wenn auch mit weniger und vielfach negativem Erfolge, gemacht, dagegen gelang es weit besser im Fürstlich Drehnaschen Revier in der Niederlausitz.

In Deutschland bevorzugt das Auerwild die Gebirgswaldungen (Nadelholz) und ist nur noch in etlichen Kiefernforsten der Ebene, wie in der Lausitz und Tucheler Heide anzutreffen. Nördlich geht es bis Lappland hinauf, südlich bis zu den Balkanstaaten, ist in Schweden und Norwegen, dem europäischen und asiatischen Rußland, mit Ausnahme des südlichen europäischen Theiles und des Kaukasus, am zahlreichsten, spärlicher in Frankreich, Belgien und Italien und fehlt in England, Irland, Holland, Dänemark und ferner in Amerika, Afrika und Australien gänzlich.

Das Auerhuhn ist Standwild und bevorzugt zu seinem Aufenthalt gemischte Bestände (Nadel- und Laubwald), in denen es an Quellen oder sonstigem Gewässer, dichtem Gestrüpp, Heidekraut, Beerensträucher nicht fehlen darf. Die Nahrung besteht in Nadeln, Blättern, Baumknospen, Klee, Gras, verschiedenen Beeren, Sämereien und Kerbtieren. Kieselsteinchen werden bei Aufnahme von Ameisen, Würmern zc. verschluckt, schleifen sich im Magen ab, erhalten oft eine schöne Farbe und werden vom Jäger als Andenken geschätzt. Die Balz beginnt im März, bald früher, bald später, je nach der Örtlichkeit und der Witterung. Ist diese richtig im Gange, so ist der Hahn in seinem Liebestaumel oft blind und taub für alles was in seiner Nähe vorkommt, wiederum so streit- und rauflustig, daß die Hähne sich um den Besitz der Hennen erbitterte Kämpfe liefern.

Gegen Abend schwingt sich der Hahn ein und zwar auf einzeln stehende Bäume, äugt seine Umgebung ab, und falls ihm nichts Verdächtiges vorkommt, giebt er durch „Worgen“ oder „Kröpfen“ seine Zufriedenheit zu erkennen, für den Jäger ein Zeichen einer guten Balz am nächsten Morgen. Diese beginnt mit dem sogenannten „Schmalzen“ oder „Knappen“, das allmählich immer schneller wird; dann kommt der „Hauptschlag“, dem das „Wetzen“, „Schleifen“ oder „Wermachen“ folgt. Für den weidgerechten Jäger ist das „Anspringen“ des Auerhahns während der Balz einer der höchsten weidmännischen Genüsse und erfordert viel Gewandtheit und ruhiges Blut. Das Anspringen erfolgt gleich nach dem Hauptschlag, sobald das Schleifen beginnt. Der Jäger muß nach den drei anspringenden Schritten bewegungslos stehen bleiben, bis neues Schleifen erfolgt, und dies fortsetzen, bis er in Schußnähe gelangt ist, um ihn mit wohlgezieltem Schusse herunterzuholen.

In ein kunstloses, mit Grasshalmen und Federn ausgepolstertes Nest legt die Henne vier bis acht grünlichgraue, fein braun gefleckte Eier, die in achtundzwanzig Tagen erbrütet werden; schon nach der vierten Woche sind die jungen Auerhühner so weit, daß sie aufbäumen und dem Raubzeug ziemlich entgehen können.

Das Wildpret alter Auerhähne ist zäh und unschmackhaft, wogegen dasjenige junger Hähne als schmackhaft geschätzt wird.

Birkwild, *Tetrao tetrix* L., kommt in Deutschland in Ebenen, Gebirgen, großen Heiden und nicht zu nassen Brüchen, in denen die Birke vorherrscht, ziemlich häufig vor. Devastierte Waldungen mit großen Blößen und unkultivierten Flächen, welche mit Preisel- und Heidelbeersträuchern, sowie mit Heidekraut bestanden sind und in welchen es an Nahrung von Beeren, Baumknospen, Birkenblütenkäzchen, Haseln, Erlen, Insekten aller Art und besonders Ameisen nicht fehlt, sind bevorzugte Aufenthaltsorte des Birkwildes.

Aussetzungsversuche hat Graf Finkenstein auf Madlitz, Oberförster Riff in Alberschweiler (Elsaß) und Oberförster Wagner in Andreasberg (Harz) unternommen. Für kleinere Terrains ist es nicht anzuraten, Birkhühner auszusetzen, da sie in ihrer Wanderlust weit streichen und dann möglicherweise sich in anderen Revieren niederlassen. Graf Finkenstein schreibt in „Wild und Hund“ (Heft 23 Jahrgang 1899): „Ehe zum Aussetzen geschritten wird, ist eine gründliche Vertilgung des Raubzeuges geboten. Das Aussetzen selbst geschieht auf zweierlei Art, entweder in einem abgeschlossenen Raum (in der Voliere) oder gleich ins Freie. Die Voliere muß enthalten Wiese, Erlenbruch, Höheboden, Wasser und Sand. Die hier angelegte ist 1 ha groß; doch dürfte wohl auch $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ ha genügen. Diese Fläche wird mit einem $2\frac{1}{2}$ m hohen Bretter- und Maschendraht-Zaun umgeben, an dessen oberer Kante ein nach außen schräg abfallendes, 20 cm überstehendes Brett angebracht ist, damit das Raubzeug nicht überstehen kann. Ist zur Einzäunung der Voliere Drahtnetz angewandt worden, muß dasselbe 1 m hoch mit Rohr, Heu oder Stroh dicht gemacht werden, sodas das Birkwild etwa in die Nähe kommende Raubtiere nicht eräugen kann. Es wird durch dieses sehr beunruhigt und beschädigt sich dann leicht an den Drahtnetzen. Ich halte daher eine Holzeinfriedigung für besser.

In diese Voliere setzt man einen Hahn und vier bis acht Hennen mit stark verschnittenen Flügeln. Einige Hähne müssen aber in Reserve gehalten werden, da der Raubvogel leicht den balzenden Hahn schlägt, und gleich Ersatz geschafft werden muß. Die Hennen brüten in der Voliere ihre Gelege aus und werden zugleich mit den Jungen flugbar, da sie während der Brütezeit mausern. Das ganze Gesperre verläßt dann die Voliere; da aber die Jungen noch nicht weit fliegen können, bleibt es in der Nähe und gewöhnt sich an die Gegend. Das Einsetzen in die Voliere ist mehrere Jahre zu wiederholen.

Will man das Birkwild gleich ins Freie bringen, rate ich die inneren Fahnen der drei ersten Schwungfedern abzuschneiden; dann kann es wohl noch genug fliegen, um sich einigermaßen vor Raubzeug zu sichern, ist aber nicht imstande, weit zu verstreichen. Balzt erst ein Hahn im Revier, kann man getrost Birkwild mit nach oben angeführter Weise verschnittenen Schwingen in der Nähe

aussetzen. Das Aussetzen geschieht am besten nach Sonnenuntergang, wenn es zu dunkeln beginnt.

In Oberschweiler ist das Birkwild mit verschnittenen Schwingen gleich frei ausgefetzt worden, in Andreasberg in eine Voliere. Dieselbe verschnitte aber, und das Birkwild lief aus. Das aus der Voliere entwichene Birkwild blieb aber, da es nicht fliegen konnte, bei derselben und nahm weiter die Fütterung an. Es hat sich, wie hier, in beiden Revieren gut vermehrt.

Das von Händlern bezogene Birkwild erhält man fast immer im Herbst. Es wird gleich in die Voliere gesetzt und mit Weizen, Buchweizen, Wachholderbeeren und getrockneten Blaubeeren unter Dach gefüttert. Es muß auch für Baumknospen Sorge getragen und alle zwei Tage frischgeschnittene Birken-, Aspen- oder Hainbuchen Zweige vorgelegt werden. Im Frühjahr, wenn die Vegetation beginnt, wird nur noch mit Weizen gefüttert.

Sobald die Gelege auskommen, müssen reichlich Ameiseneier, mit trockner Spreu vermischt, gefüttert werden. Letztere Fütterung dauert so lange an, bis die Jungen gut flugbar sind und die Voliere verlassen können. Da es sehr schwer fällt, im Frühjahr Birkwild zu erhalten, und es nicht ratsam ist, dasselbe im Herbst ins Freie auszusetzen, muß es eingekammert und in gleicher Weise bis zum Frühjahr gefüttert werden. Eine Fütterung des Birkwildes im Revier ist sehr unlohnend. Sie wird nur selten angenommen werden. Es empfiehlt sich aber, wenn Schneefall eingetreten ist, auf demselben an Stellen, wo sich Birkwild aufhält, eine Körnerfütterung mit Spreu vermischt zu machen. Fällt neuer Schnee, muß sie wiederholt werden. Sind im Revier geeignete Stellen, die mit Buchweizen bestellt werden können, ist sein Anbau sehr zu empfehlen. Dieselben müssen aber eingezäunt werden. Den Buchweizen läßt man entweder auf dem Halme oder in Puppen den Winter hindurch stehen.“

Über den Abschuß sagt derselbe Autor weiter, daß die Hähne im Frühjahr stets zu schonen, im März zu verhören und alte Kaufbolde abzuschließen sind. Die übrigen Hähne werden dann ungestört balzen und die Hennen um sich versammeln. Im zweiten Drittel des April kann mit dem Hauptabschuß begonnen werden; doch muß die Hälfte der Hähne bis Ende April erhalten bleiben. Im Mai kann geschossen werden, was vor die Flinte kommt, da die Hennen mit dem Brutgeschäft beginnen. Es bleiben dann immer noch Hähne genug übrig. Zuviel derselben sind, wie bei jeder Fasanerie, ein Verderb für den Bestand, sie verstreichen und nehmen in der Regel Hennen mit.

Wie für den Jäger die Auerhahnbalz ihre unvergleichlichen Reize hat, so auch die Balz des Birkwildes. In die Nähe der Balzplätze baut man aus Reisig zc. unauffällige Schirme, die bereits vor Tagesgrauen von dem Jäger aufgesucht

werden. Sobald der Morgen sich rötet, schwingen sich die Hähne ein und beginnen unter kollernden Tönen ihren Balztanz; langsam kommen auch die Hennen angestrichen und fallen ein. Das Birkwild balzt meist auf dem Boden, und es geht auf den Balzplätzen unter den Hähnen recht hitzig zu. Im September werden die Hähne vor dem Hund geschossen und auch wohl gelegentlich der Treibjagd im Winter.

Gegen Ende April oder Anfang Mai scharren die Hennen in die Erde eine flache Vertiefung, gewöhnlich unter einem Strauch oder im hohen Gestrüpp, füllen diese mit Federn und Gras und bringen hier ihr Gelege von acht bis vierzehn grünlichgelben, mit braunen Flecken versehenen Eiern aus. Die Jungen kommen in einundzwanzig Tagen aus und sind bereits im Herbst ausgewachsen. Das Fleisch des Birkwildes, namentlich junger Vögel, ist schmackhafter wie das des Auerwildes.

Noch sei erwähnt, daß das Birkwild im Kaukasus durch eine verwandte Art, *Tetrao Mlokosiewiczzi* Tacz., vertreten ist und daß dort, wo Auer- und Birkwild zusammen vorkommt, oft eine Vermischung stattfindet, deren Sprößlinge unter dem Namen „Kackelhuhn“, *Tetrao medius* Meyer, bekannt sind. Ein drittes zur Gruppe der Waldhühner in Deutschland vorkommendes Kackelhuhn ist das Haselhuhn, *Bonasa bonasia* (L.), dessen Verbreitung indes nur eine begrenzte und spärliche ist. In den gebirgigen Zügen der Rheinprovinz und Schlesiens ist es heimisch, doch immerhin in sehr beschränkter Zahl. Brehm zählt zu den Gegenden in Deutschland noch die Alpengebiete Bayerns, Posen, Ost- und Westpreußen, dann das südliche Westfalen, Franken, den Schwarzwald, den Harz, das Erzgebirge; in Posen soll es bereits sehr selten sein. Im übrigen erstreckt sich sein Verbreitungsgebiet von den Pyrenäen bis zum Polarkreise, von der Küste des atlantischen bis zu der des stillen Meeres.

Beliebte Aufenthaltsorte sind mit Birken, Haseln und Eichen bestandene Waldgebirge, mit Nadelholz untermischt; in der Ebene zieht es gleiche Bestände vor. Das Haselhuhn ist äußerst vorsichtig und scheu und lebt ziemlich verborgen, hat ein scharfes Gehör und weiß sich beim geringsten verdächtigen Geräusch meisterlich zu drücken. Nur während der Balzzeit, in welcher die Hähne oft toll und hitzig aufeinander losgehen, vergißt es die übliche Vorsicht und kommt dann leicht auf die Hasellocke in die Nähe des Jägers herangestrichen und zu Schuß; sonst wird es auch auf der Suche vor dem Hunde geschossen.

Das Gefieder des Haselhuhns ist im allgemeinen braunrot mit schwarzen und weißen Flecken, die Kehle schwarz, weiß gerändert. Der abgerundete Steiß zeigt graurötliche Farbe, die äußeren Federn sind aschgrau mit schwarzem Rand und weißem Endsaum. Den Kopf des Hahnes ziert eine Haube, und das nuß-

braune Auge umgiebt ein roter Fleischring (Rose); der Schnabel ist schwarz, der Fuß, soweit er nicht befiedert ist, hornbraun. Das Weibchen ist wenig kleiner, und ihm fehlt auch die schwarze Kehle und die Kopfschaube.

Das Haselwild äßt sich wie das vorbeschriebene Birkwild. Im April beginnt die Balzzeit und bald scharrt sich die Henne im hohen Grase, Gestrüpp oder Farrenkraut, unter Baumwurzeln zc. ihr einfaches Nest, füllt es mit Federn aus und bringt nun ihr Gelege. Dieses besteht aus zehn bis vierzehn braungelben mit dunkelbraunen Flecken versehenen Eiern, welche in drei Wochen erbrütet werden. In der ersten Zeit nehmen die jungen Haselhühner nur Insekten auf und dann das gleiche Futter wie die alten. Wenn das Gesperre flugfähig ist und aufbäumen kann, kehrt auch der Hahn wieder zurück, um nun mit demselben gesellig bis zum kommenden März zu leben.

In Ostasien, und zwar im Gebiete des Amur bis nach Süden zum 45. Grad nördlicher Breite, wie auf der Insel Sachalin und vornehmlich in der Gegend bei Defastries und an den Ufern des Kisi-Sees, kommt ein schwarzes Haselhuhn vor, daß weit stärker und größer als sein Verwandter ist und im Gegensatz zu diesem von einer fast leichtsinnigen Vertraulichkeit sein soll. Diesem Umstande ist auch seine mühelose Erlegung seitens der einheimischen Jäger zuzuschreiben. Sollen doch die Eingeborenen resp. die russischen Soldaten lange dünne Stangen benutzen, an deren Spitze sich eine Schlinge befindet und diese dem keine Scheu vor dem Menschen verratenden und ahnungslosen Huhn um den Hals legen. Die Giljaken fangen sie oft zu Dutzenden während der Ebbe am Strande in Netzen wo sie sich, um im Sand zu scharren, gern aufhalten.

Dieses Haselhuhn mit ganz dunklem Gefieder (Melanismus) ist in seiner Lebensweise noch wenig erforscht und auch sein Verbreitungsgebiet mag größer sein wie zur Zeit bekannt.

Zum Aussetzen dürfte sich das Haselhuhn wohl schwer eignen, da es ungemein scheu und wild ist; wenigstens sind mir keine diesbezüglichen Versuche bekannt.

Noch ein interessanter Vertreter der bis jetzt angeführten Gruppe soll kurze Erwähnung finden, nämlich das Morast- oder Moorhuhn, *Lagopus lagopus* (L.), und das ihm verwandte Schottenhuhn oder Grouse, *Lagopus scoticus* Lath.

Das Verbreitungsgebiet des Moorhuhnes erstreckt sich über den Norden der alten und neuen Welt. In Deutschland sind es nur einige nordöstliche und begrenzte Bezirke, in dem sein spärliches Vorkommen festgestellt ist und zwar nach Brehm das 8 km nordöstlich von Memel gelegene, etwa 230 ha umfassende Daupener Moor, ferner das bei Heidekrug beginnende und bis in das Ueberschwemmungsgebiet der Minge und Tenne sich erstreckende über 3000 ha haltende, im Innern während des Sommers unzugängliche, während des Winters nur

ausnahmsweise einmal betretbare Augstumaler Moor und endlich das nicht weit davon entfernte Rupfkalwer Moor, aus welchem es jedoch wegen der hier vor-schreitenden Besiedelung mehr und mehr verdrängt wird.

Über die Lebensweise des Moorhuhnes kurz folgendes: Wie schon der Name besagt, bevorzugt dieses Wildhuhn morastige Gebiete, Moore, und liebt besonders solche, an welche sich Waldungen mit feuchtem Untergrund anlehnen. Doch nimmt es im Norden auch mit geeigneten Ebenen, Thälern und mittleren Gebirgslagen fürlieb, wenn solche mit Birken und Weiden bestanden sind.

In der Größe steht es zwischen Birz- und Rephuhn. Sein Gefieder ist bis auf die vierzehn schwarzen Schwanzfedern blendend weiß, Schnabel und Nägel schwarz; im Sommerkleide sind Oberkopf und Hinterhals rostbraunfarbig, schwarz gefleckt und gewellt, Schultern, Rücken, Bürzel, sowie die mittleren Schwanzfedern schwarz, dunkel rostgelb quergebändert und jede Feder mit schmalen weißen Saum. Weiß sind die Handschwingen, braun die Armschwingen, rostbraun Kopf, Oberbrust und Weichen mit schwarz gewellter Zeichnung. Die Federn der Mittelbrust schwarz, rostfarben und weiß gefleckt, Bauch und Beine weiß, auch stehen unter dem Auge und an den Mundwinkeln einige weiße Flecken. Das Weibchen ist heller gefärbt. Beim Hahn ist im Hochzeitskleid der Brauenkamm hoch gerötet. Die Vermauserung geht langsam im Sommer vor, und erst mit dem Schneefall prangt das Huhn in blendend weißem Gefieder. Mitte März beginnt die Balz, und zwischen schneefreiem Gestrüpp, unter Büschen, legt die Henne ihr Nest an; meist scharrt sie eine flache Vertiefung, die mit dürren Grashalmen oder anderen trockenen Pflanzenteilen dürftig ausgelegt wird. Das Gelege zählt neun bis zwölf, oft auch mehr, birnförmige Eier von ockergelber Farbe mit braunen Fleckchen und Pünktchen bedeckt. Das Gesperre wird von der Henne mit aufopfernder Sorgfalt geführt und die Jungen haben bereits Ende September die Größe der Alten erreicht. Deckt Schnee die weiten Ebenen und die Heidefläche, dann hat das Morast- oder Moorhuhn in seinem weißen Federkleide einen natürlichen Schutz und vermag sich den Nachstellungen seiner Feinde mit Geschick zu entziehen. Häufig läßt es sich völlig einschneien oder gräbt sich lange Gänge unter dem Schnee, um hier Schutz zu suchen und der Unbill der Witterung zu entgehen.

Einbürgerungsversuche hat Herr Rittergutsbesitzer von Meyß auf Schillbach bei Schöneck im sächsischen Voigtlande gemacht (Neue deutsche Jagdzeitung 1888 S. 142).

Das Alpenschneehuhn, *Lagopus mutus* Montin., welches auch die bayerischen Alpen bewohnt, weicht in seiner Lebensweise kaum merklich von dem Moorhuhn ab. Diesem verwandt ist das Schottenhuhn oder Grouse, *Lagopus scoticus* Lath., der Engländer, welches die ausgedehnten Moore namentlich Schottlands bevölkert,

und sich nur dadurch vom Moor- oder Morasthuhn unterscheidet, daß es auch im Winter sein buntes Federkleid behält.

Erfolgreiche Aussetzungversuche mit dem schottischen Moorhuhn hat in den Jahren 1891 und 1892 Herr E. Graf Rnyphausen auf seiner Besitzung, dem „Rnyphausen Wald“ bei Wittmund in Ostfriesland gemacht und berichtet hierüber im „Weidmann“ Nr. 3, XXV. Band, wie folgt: „Im Herbst 1891 bestellte ich mir in England bei einem Wildhändler fünf Paar lebende Grouse, um in meiner Aufforstung, dem Rnyphausen Wald bei Wittmund in Ostfriesland, den Versuch zu machen, dieses sehr scheue Wild auch bei uns einzubürgern. Die Ausichten schienen mir für diesen Versuch nicht ungünstig, weil ich den Vögeln Ruhe, Heide und Wasser bieten konnte und auch verschiedene Beerenarten und Buchweizenfelder auf meinem Jagdgebiete vertreten sind, welche von diesem Wild gern genommen werden! Der Transport geschah im November, weil nur in den Monaten September, Oktober, November das Wild nach dortigen Schongesetzen zu beziehen resp. zu exportieren ist! Sie wurden mir geschickt von Schottland über London und Blyssingen, was zur Folge hatte, daß durch den langen Eisenbahntransport die Vögel sehr litten und wohl vor allem durch Wassermangel zu Grunde gingen! Jedenfalls erhielt ich nur ein Paar lebend und gesund an den Bestimmungsort! Ich hatte Sorge getroffen, daß ein im Dickicht angelegter Drahtbehälter mit Obernetz reichlich mit Wasser und Buchweizen versorgt war, auch waren die Seitenwände des Käfigs tüchtig mit Heide bedeckt, einesteils, um die Vögel ganz ungestört zu halten, dann aber auch, um ihnen auf diese Weise Heidesamen, ihre Hauptnahrung, zuzuführen. Nach einigen Tagen Ruhe ließ ich den Schieber am Drahtzaun aufziehen und die Grouse sich selbst die Freiheit suchen. In diesem Frühjahr (1893) hatte ich die Freude, den Grousehahn in Gesellschaft eines Birchhahnes auf meinem Jagdrevier anzutreffen und mich über seine Laute zu freuen, die wie *Kak-Kak* klangen, auch ward mir als Beweis, daß auch die Henne noch lebe, ein Geleg gebracht, daß vierzehn Tage angebrütet und beim Buchweizenmähen, also zu spät für die Jahreszeit, gestört worden war. Hahn und Henne waren gemeinsam aufgeflogen, die Henne hatte aber das Nest nicht wieder aufgesucht. Die Eier, vierzehn an der Zahl, habe ich aufgehoben! Sie sind etwas größer als Kephühnereier und haben gelbgraue Farbe mit braunen Flecken, welche letztere zum Teil dunkel-, zum Teil hellbraun sind.

Diese erfreuliche Entdeckung, daß ein Paar nach fast zwei Jahren das Leben behalten und sogar Fortpflanzungsversuche gemacht hatte, ließ mich wünschen, meine Grouse-Einführungsversuche fortzusetzen! Ein Mr. J. S. Graham in Heather Cottage, Aysgarth Station, Yorkshire, an dem ich mich wandte, übernahm für 20 M. das Paar die Lieferung von 10 Paaren Grouse, und ich ver-

ständigte mich mit ihm dahin, daß, er sie mir auf meine Rechnung von Hull nach Bremen senden, für gute Verpackung Sorge tragen und nicht verpflichtet sein sollte, eingegangene Stücke nachzuliefern. Die Firma Beltmann in Hull, Expeditionsgeschäft des Norddeutschen Lloyd, nahm sich der Lieferung sehr freundlich an und sorgte für Wasser und Futter während der 30stündigen Seereise, und so konnte zu meiner Freude mein Förster, dem ich die Abholung der Vögel übertragen hatte, die ganze Lieferung von 7 Paaren Grouse, mehr waren auf einmal nicht zu beschaffen, ohne irgend welchen Verlust an den Bestimmungsort begleiten. Dieses Mal hieß es beim Empfang der Sendung nicht „oh Graus“ wie vor 2 Jahren, als die Kasten mehr verendete wie lebende Vögel enthielten (ein Kalauer, dessen Urheber die Bekannten des Autors leicht erraten), sondern die Vögel flogen kräftig in ihrem großen Bauer in die Höhe, um, unverletzt durch das übergespannte Segel, wieder zurückzufallen. Meine Jagdnachbarn sind der Preussische und Oldenburgische Forst- und Moor-Fiskus! An beide habe ich mich mit günstigem Erfolg gewandt, und, wie das schon früher beim Aussetzen von Birkwild geschehen, das Versprechen erhalten, daß für einige Jahre die Schonung dieses neuen Wildes den Beamten zur Pflicht gemacht werden solle! So ist denn zu hoffen, daß der Versuch der Einbürgerung schottischer Moorhühner in der nordwestdeutschen Ebene gelingen wird, wie es mit dem Birkwild geglückt ist, das, ein lange Jahre hier ausgestorbener Vogel, nun wieder den Balzruf froh erklingen läßt.“

Unter den hühnerartigen Vögeln sind es aber vorzugsweise die Fasanen, deren Einbürgerung und Aussetzung in Wildbahnen von jeher besondere Beachtung zugewandt wurde, und fast alle Arten, die bisher bekannt, haben ihren Einzug in zoologische Gärten und Privatfasanerien gefunden. Der bekannte Fasanzüchter Cronau in Straßburg ist in dieser Richtung bahnbrechend gewesen und dem enormen Fleiße und der zähen Ausdauer sowie den ungeheuren pekuniären Opfern, welcher dieser Herr brachte, verdanken wir unendlich viel in Bezug auf die Kenntnis der verschiedenen Fasanen wie deren Lebensweise, Fortpflanzung, Aufzucht u. s. w.

Der gemeine Edelfasan *Phasianus colchicus* L., dürfte hinlänglich bekannt sein und kaum einer näheren Beschreibung bedürfen, weil er schon seit altersher in Europa eingeführt ist und in vielen Gegenden Deutschlands, Österreich-Ungarns, Frankreichs, Englands u. s. w. als Standvogel erscheint. Es scheint aber, daß der gemeine Edelfasan, auch Jagdfasan genannt, die Neigung hat zu degenerieren, und man hat daher den Versuch gemacht, ihn mit dem kräftigeren und widerstandsfähigeren Wildfasan Englands aufzufrischen. Dieser unterscheidet sich durch kräftigere Figur und ein weißes Band am Hinterhals, sowie dadurch, daß er auf

dem Hinterrücken fahlgrün, metallisch glänzend ist, während die Flügeldecken mehr fahllichtbraungelb sind, wogegen beim gewöhnlichen Fasan der Hinterrücken glänzend dunkelbraun und die Flügeldecken mehr braun und grau gezeichnet sind.

Über eine Blutauffrischung des Jagd- mit dem englischen Ringelfasan berichtet der Weidmann in Nr. 21, Band XXX 1899 folgendes: „Im Jahre 1892 wurden aus England englische Fasänen-Eier für die hiesigen Fasanerien (Jagdschloß Plohmühle bei Strehlen, Schlessien) angekauft und hier in künstlichen Fasänen-Aufzuchten ausgebrütet und aufgezogen. Der Typus dieser Fasänen-species hat sich mehrere Jahre bei uns erhalten und sogar viel verbreitet. Während der gewöhnliche böhmische Jagdfasan zur Degeneration hinneigte, haben wir durch die Blutauffrischung mit den merkbar längeren und stärkeren englischen Fasänen eine ganz vorzügliche Rasse bekommen, die sich widerstandsfähiger gegen klimatische Einflüsse und schlechte Bodenverhältnisse zeigt. Wir haben hier für unser Wild viel unter der Witterung zu leiden, alljährlich viele schwere und andauernde Regenkatastrophen, strenge Winter, schweren, undurchlässigen Lehmboden, der trotz Drainierens allerorts für eine wilde Fasänenhege recht ungünstig ist. Die englischen Fasänen haben sich sehr gut bewährt. Im Jahre 1896 wurden wieder 1000 englische Fasänen-Eier bezogen, von welchen wir trotz Kalamitäten mit dem Brutgeflügel und infolge späterer Einlieferung noch immerhin 70 % hatten. Durch Schonung dieser englischen Hennen und erstlichen englischen Hähne nach den Jagden haben wir fast in allen Revieren das englische Blut verbreitet und dadurch einen ganz vorzüglich schönen und starken Fasanentypus erhalten.“

Dann wurden im Jahre 1897 dort wiederum 6000 Fasänen-Eier direkt aus England bezogen und weit bessere Erfolge erzielt.

Derselbe Autor, Herr Oberförster Seipe in Schillersdorf, welcher alljährlich ca. 20,000 englische grünrückige Ringelfasänen züchtet, schreibt dann weiter: „Der englische Fasan streicht viel höher und pfeilschnell, er ist länger, gestreckter als unsere rundlichen, gut gefütterten Vögel und gewährt dem guten Schützen ein weit höheres und unvergleichliches Vergnügen, aus Turmhöhe in den wunderbarsten Formen, Windungen, Spiralen, „Fallschirm“ und dergl. herabzufallen. Den hiesigen niedrig streichenden Fasan zu schießen, ist dagegen weder eine Kunst, noch bereitet es ein solches Vergnügen. Bei uns kommen alljährlich lediglich brillante Schützen zu den Herrschafts-Herbstjagden, und wehe mir, wenn die Fasänen nicht hoch und scharf streichen! Ich stelle, wo nur thunlich, die Schützen in Thälern an und lasse eine Höhe gegen das Thal treiben — niemals bergauf. Da zeigen sich die wirklich guten Schützen — mit Hammerlaß und rauchlosem Pulver! Es ist ein Genuß und wahres Vergnügen blos anzusehen wie die turmhoch und pfeilschnell streichenden Fasänen in den interessantesten

Variationen fallen — nach den „patsch, patsch“ klingenden Schüssen! Ich möchte glauben, daß es doch zu kompliziert und kostspielig sein würde, lebende Fasanen aus England zu beziehen, zumal wenn die Witterungsverhältnisse zum Transport nicht günstig sind. Ihre Ansicht, daß hier gelegte (englische) Fasanen-Eier weniger als aus England importierte durch den langen, andauernden Transport und unvermeidlich viele Erschütterungen zu leiden haben, daher besser und frischer sein müssen, ist vollkommen richtig, die hiesigen Eier haben einen viel höheren Brutfähigkeitswert. Ich kann nur bestens raten, mit den kräftigen, prächtigen englischen Fasaneuhähnen eine vielseitige Blutauffrischung einzuführen. Natürlich müssen die eigenen minderen Stammfasaneuhähne entsprechend dezimiert — besser ganz abgeschossen — werden. Die Kreuzung gelingt sicher gut, und jeder Opfermütige wird sich eines solchen Erfolges nur herzlich freuen können und dann erst kennen lernen, was man unter einem Edelhasan versteht.“

Über den Ringhasan giebt C. Cronau in einem Artikel „der Jagdhasan und seine Kreuzungen“ (Wild und Hund, Nr. 15, Jahrg. V 1899) noch folgenden Aufschluß: „Zum Genus Phasianus gehören zunächst sämtliche Species der bisher bekannten, unserem Jagdhasan sehr nahe verwandten Arten als da sind: Phas. colchicus, torquatus, Skawi, insignis, mongolicus, formosanus, decollatus, elegans, versicolor, ferner die im Jahre 1874 vom russischen Oberst Przevalski in der Mongolei entdeckten beiden Species, der Phas. Strauchi Przevalski und der Phas. Vlangali Przevalski, und endlich der neuerdings eingeführte Prince of Wales-Hasan, Phas. principalis.“

Die beiden erstgenannten Fasanen, welche ihre Namen zu Ehren des russischen Gesandten Vlangal und des Mitgliedes der Petersburger Akademie Strauch tragen, sind deshalb von besonderem Interesse, weil sie das Bindeglied zwischen den Fasanen mit Ring und denen ohne einen solchen bilden, also zwischen dem Ph. colchicus einer- und dem Ph. mongolicus bezw. dem gewöhnlichen Ringhasan andererseits. Beide haben auf der hinteren Seite des Halses einen weißen Strich, welcher als eine Andeutung des Ringes angesehen werden kann. Der Strauchsche Hasan nähert sich mehr dem Ph. colchicus, indem das weiße Band kaum angedeutet ist; beim Vlangal-Hasan tritt das weiße Band am hinteren Teile des Halses schon bestimmter auf als beim Strauchschen Hasan, er steht also dem Ringhasan näher. Die dritte Species, der Prince of Wales-Hasan, von welchem die ersten Bälge im Jahre 1885 bekannt wurden, ist neuerdings in Nordafghanistan aufgefunden worden. Er ist deshalb bemerkenswert, weil seine Flügeldecken weiß sind, ähnlich denjenigen des Ph. mongolicus und insignis.

Der über Central- und Nordchina verbreitete Königsfasan, Ph. Reevesii Gray, ein starker Vogel, zeichnet sich durch seine schöne, scharfbegrenzte, dunkle Feder-

zeichnung aus und ist auch wiederholt ausgesetzt und zu Kreuzungen mit dem Edelhasen benutzt worden. Herr Jackenknecht-Meymann teilt im „Weidmann“ mit, daß der Königsfasan sich mit Erfolg mit dem Jagdfasan gekreuzt hat und fruchtbare Nachkommen brachte, von welchen schon sechs Generationen existieren.

Schnabel und Füße des Königsfasan sind horn gelb, die Augen rötlichbraun. Weiß ist der Scheitel, die Ohrgegend und ein breites Halsband, schwarz die Kopfseiten, ein sich nach der Brust zu verbreiterndes Band und die Aftergegend. Die goldgelben Federn des Mantels, Bürzels und der Oberbrust sind schwarz gesäumt, die außen breit rot gesäumten Federn der Unterbrust und der Seiten zeigen auf weißgrauer Grundfarbe pfeilförmige, schwarze Zeichnung. Die lichtgerandeten Deckfedern der Obersflügel sind schwarzbraun mit rotbraun gefassten Rändern, die Schwingen braunschwarz und goldgelb, die silbergrauen Steuerfedern mit rot-schwarz umsäumten Flecken gebändert und goldgelb gesäumt.

Zu den bekanntesten und wohl auch am meist gezüchteten Fasänen zählen der Goldfasan, *Thaumalea picta* (L.) und der Silberfasan, *Euplocomus nyctemerus* (L.). Der Goldfasan, dieser wunderbar schön gefärbte Vogel, in allen zoologischen Gärten, auf größeren Geflügelhöfen u. heimisch, ist nicht allein einer der ältesten eingeführten Fasänen, da ihn bereits die Römer gekannt haben, sondern auch einer derjenigen, die sich am leichtesten, wenigstens unter nicht sonderlichen Schwierigkeiten, in der Gefangenschaft fortpflanzen. Ostasien bezw. Japan, China und die östliche Mongolei ist seine ursprüngliche Heimat.

Von schlanker Gestalt, lebhafter Bewegung, etwas scheuem Benehmen, nimmt der Goldfasan in seinem auffallenden Gefieder jeden Liebhaber schönen Geflügels ein. Der Schnabel ist gelb, das Auge hochgelb, Gesicht, Kinn und Halsseiten gelblichweiß, die Füße blaßrotgelblich. Der aus reichen, zerschlossenen, hochgoldgelben Federn bestehende, den Kopf des Männchens bedeckende Federbusch reicht weit bis zum Hinterhalse und bedeckt teilweise den hochorangefarbenen, schwarzreißig gesäumten Kragen. Die vom Kragen meist verdeckten Federn des Obrückens sind goldgrünläuzend, schuppig, schwarz gesäumt; die Federn des Unterrückens und die oberen Schwanzdecken hochgelb; Unterhals und Unterleib hochzinnoberrrot. Deckfedern der Flügel dunkelkastanienbraun, Schwingen rotbraun, rostrot gesäumt. Schulterdeckfedern dunkelblau, die dachförmigen Schwanzfedern rostbräunlich mit schwarzer netzartiger Zeichnung; die verlängerten Oberschwanzdeckfedern dunkelzinnoberrrot. So auffallend der Hahn gefärbt ist, so unscheinbar erscheint das Gefieder des kleineren Weibchens. Dieses ist durchgängig hellrostgelblich, unterseits heller gefärbt, schwarz gebändert und gerändert, Schnabel und Augen bräunlich. Die jungen Männchen erhalten erst im zweiten Jahre ihr Prachtgefieder. Eine Abart oder besser eine neue Rasse des Goldfasans, die sich

durch dunklere Färbung und kürzeren Schwanz auszeichnet, ist unter dem Namen *Ph. obscurus* bekannt.

Der Silberfasan ist etwas größer wie der Goldfasan und wird sehr viel in Gefangenschaft gehalten und gezüchtet. Seine Einführung in Europa wird im 17. Jahrhundert vor sich gegangen sein, um welche Zeit er aus Südchina zu uns herübergekommen ist. Sein Verbreitungsgebiet ist beschränkter wie dasjenige des Goldfasans, da er aber kräftiger und widerstandsfähiger wie dieser ist, hat er sich schnell verbreitet. Wenn auch nicht durch ein äußerst buntes und farbenprächtiges Federkleid ausgezeichnet, so wirkt doch seine äußere Erscheinung durch die ungemein zarte Silberfarbe des Oberkörpers, die von der schwarzen Farbe der unteren Teile absticht, harmonisch. Der Schnabel ist bläulichweiß, nach der Spitze zu dunkel werdend, das Auge hellbraun und die dasselbe umgebende nackte Wangenhaut scharlachrot. Die Füße zeigen einen schönen rosaroten Ton. Der nach dem Nacken zugespitzte Schopf ist glänzend blauschwarz, Kehle, Vorderhals, Brust, Bauch und Seiten rein tiefschwarz, stahlblauglänzend. Nacken, Halsseiten, Ober Rücken und Oberflügeldeckfedern weiß mit feinen schwarzen Zickzacklinien gewellt. Die Flügel, Schwingen und die seitlichen Schwanzfedern weiß mit quersäumten, gleichlaufenden Bändern geziert, die zwei großen Schwanzfedern reinweiß. Die Henne ist bedeutend kleiner, mit kürzerem Federbusch und Schwanz, rotbraunem Gefieder mit zarter, grauer Sprengelzeichnung; Unterbrust und Bauch weißlich, rostbraun gefleckt und fein schwarz gebändert. Die großen Schwungfedern sind schwarz und die Beine hellfleischrot.

Einer der kostbarsten Fasanen ist der Lady Amherst- oder Diamantfasan, *Thaumalea Amherstiae* (Leadb.). Dieser wunderbar schön gezeichnete Fasan bewohnt die Gebirge des östlichen Tibet und westlichen und südwestlichen China und wetteifert an Farbenpracht mit dem Goldfasan. Seine Züchtung ist dank seiner robusten Körperkonstitution und großen Fruchtbarkeit keine nennenswert schwierige. Benjamin Leadbeater veröffentlichte am 2. Dezember 1828 den ersten Bericht in der „Linne'schen Gesellschaft“ zu London über diesen unvergleichlich schönen Vogel. Ursprünglich soll derselbe von den Bergen Cochinchinas gebracht worden sein, und der König von Ava machte Archibald Campbell zwei Hähne zum Geschenk. Dieser verehrte sie wiederum der Lady Amherst, von welcher sie den Namen erhielten. Lady Amherst brachte diese Hähne lebend mit nach England, wo sie bald eingingen. Erst im Jahre 1869 kamen wieder einige nach England, und die Londoner Zoologische Gesellschaft erhielt 1870 acht Exemplare. Von hier ab verbreitete sich dieser vielbegehrte Fasan allmählich, erst in den zoologischen Gärten und dann später in den Händen begüterter Liebhaber. Wie kostbar diese Vögel noch in den siebenziger Jahren waren, beweisen die Preise,

die man für ein Paar Amherst-Fasanen zahlte, und zwar die enorme Summe von 2000 bis 3000 Mark. Infolge ihrer Fruchtbarkeit vermehrten sie sich ziemlich bald, und jetzt ist der Preis schon bis auf 50 Mark gesunken.

Die Farbenzusammenstellung ist noch weit harmonischer wie bei dem naheverwandten Goldfasan. Der Federbusch ist an der Stirn schwarz und geht von hier ins rotgoldgelbe über, der weiße Halskragen ist mit dunkelgrauschwarzen Federn reifenförmig gesäumt. Das Gefieder des Halses, des Oberrückens und der Oberflügeldeckfedern ist glänzend goldgrün, die Federn an den Enden dunkel gesäumt, der Unterrücken goldgelb, dunkel schattiert. Die blasfrötlchen Oberschwanzdeckfedern sind mit schwarzen Bändern und Flecken geziert, der Unterleib weiß, die bräunlichgrauen Schwingen lichtgesäumt, die mittleren gelbgesäumten Steuerfedern weißgrau getüpfelt und schwarz quergebändert, die lanzettförmigen Oberschwanzdeckfedern zinnoberrot, der Schnabel hellgelb, die nackte Wangenhaut bläulich, das Auge goldgelb und der Fuß dunkelgelb. Das Weibchen ist ähnlich dem des Goldfasans gefärbt.

Aus der Kreuzung des Amherst- mit dem Goldfasan erzielt man Bastarde von wunderbarer Schönheit. Durch fortgesetzte Paarung von aus solcher Kreuzung hervorgegangenen Hennen mit dem Vollblut-Amherst-Fasan erhält man schließlich Vögel, die von dem reinen Amherst-Fasan nicht mehr zu unterscheiden sind.

Der aus Japan stammende Buntfasan, *Ph. versicolor* Vieill., gleicht in Figur und Haltung viel dem Edelfasan, *Ph. colchicus* L. und unterscheidet sich hauptsächlich durch eine viel lebhaftere Färbung. Der Schnabel ist fleischfarben, das Auge goldgelb, die Beine lichtgrau. Die das Auge umgebende Fleischhaut ist scharlachrot. Kopf und Hals sind dunkelgrün mit metallischem Glanz, ebenso die unteren Körperseiten, Flügel und Hinterrücken grüngrau, Schulterfedern kupferrot, schwarz gebändert, die langen Schwanzfedern grauweiß mit rotbraunen Säumen und dunkelbraunen Querbinden. Das Weibchen ist einfach graugelb, unterseits etwas heller, schwarz gesprenkelt. Der Buntfasan paart sich mit dem gewöhnlichen und Ringfasan sehr leicht und die entstandenen Kreuzungen sind unter sich wieder fortpflanzungsfähig. Cronau äußert sich über diesen Punkt wie folgt: „Hier ist zunächst nach der Erfahrung mit aller Bestimmtheit zu konstatieren, daß sich die Kreuzung in der ersten Gruppe, also derjenigen, welche die dem *Ph. colchicus* nahestehenden Species umfaßt, zwischen den sämtlichen aufgeführten Gliedern (*Ph. mongolicus*, *torquatus* und *formosanus*) anstandslos und durch alle Generationen vollzieht, und zwar derart, daß sich die gewonnenen Kreuzungsprodukte, welcher Species sie auch immer angehören mögen, stets so fortpflanzen, wie die Vögel der einzelnen Species unter sich. Diese Erfahrung, welche mit den eingeführten Species in begrenzten Räumen (Volieren) gemacht worden sind, finden auch ihre Bestätigung

durch diejenigen Kreuzungsprodukte, welche aus dem Freileben in den Fasanengehegen bekannt sind.¹⁾ Um nur ein Beispiel anzuführen, erwähne ich die in letzter Beziehung vorgekommenen und bisher bekannten Kreuzungen zwischen dem seit circa vierzig Jahren bei uns eingeführten Versicolor-Fasan und dem Ph. colchicus bezw. torquatus. Nicht allein habe ich die Annahme fortpflanzungsfähiger Nachkommen in den benachbarten Fasanerien, in welche aus meinen Beständen Versicolor-Hähne eingeführt wurden, in unbeschränkter Weise bestätigt gefunden, sondern auch den Beweis dafür durch Züchtung in meiner Fasanerie, d. h. in Volieren, erbracht. In letzterer Beziehung sei erwähnt, daß zunächst Halbblut erzeugt wurde und demnächst nach beiden Richtungen Viertel-, Achtelblut und Dreiviertel-, Siebenachtelblut u. s. w. Es hat sich hierbei ergeben, daß die Kreuzungen nach der einen Richtung (Viertel-, Achtelblut), also die minderwertigen, sich, wie dieses in der Natur der Sache liegt, immer mehr dem gewöhnlichen Fasan in ihrer äußeren Erscheinung, insbesondere in der Farbenverteilung, nähern, während die Kreuzungen in der anderen, aufwärts gehenden Richtung, mehr und mehr dem Versicolor nahe kommen und diesen in der Regel schon bei Siebenachtelblut nahezu, man kann sagen beinahe ganz, erreichen. Geringe Abweichungen und Rückschläge auf die Stammeltern kommen nach beiden Richtungen vor; sie sind eine bekannte Erscheinung, die nur insofern überrascht, als solch ein Rückschlag in der einen oder anderen Richtung mitunter sogar bei anscheinend reinrassigen Tieren vorkommt; ein Fall, welcher immer auf Beimischung fremden Blutes, wenngleich oft in weit vorliegender Zeit, schließen läßt. Zu dem gewählten Beispiel zurückkehrend, bleibt noch anzuführen, daß bei den Kreuzungen des Versicolor-Fasanens (ohne Halsring) mit dem Ph. torquatus, überhaupt mit Ringfasanen, eine schwer zu besitzigende Eigentümlichkeit auftritt, die darin besteht, daß der weiße Halsring bei den Kreuzungsprodukten, sogar auch noch bei denjenigen von Siebenachtelblut, immer wieder erscheint, wenngleich hier nur in geringen Spuren und derart, daß an der betreffenden Stelle schließlich nur noch Spitzen der Federn weiß erscheinen, oft nur in Größe von Stecknadelspitzen, aber immer noch abstechend von dem sonst dunklen Gefieder der Umgebung. Will man diesen Mißstand von vornherein vermeiden, so darf man die Kreuzung des Versicolor nicht mit Ringfasanenhennen vornehmen, sondern nur mit dem Ph. colchicus und den Species ohne Ring.“²⁾

In der Lebensweise dürften sich sämtliche Fasanen mit mehr oder weniger

¹⁾ Man vergleiche auch den mit Abbildungen (Bunttafeln) versehenen Artikel von Prof. Dr. R. Blasius auf Seite 89 des Jahrganges 1889 der „Ornithologischen Monatschrift“. Die eine Tafel stellt einen Bastard von Ph. versicolor und Ph. torquatus aus dem Freileben in Japan dar.

²⁾ Wild und Hund V. Jahrgang 1899 Nr. 15.

Abweichungen so ziemlich gleichen. Im Allgemeinen bevorzugen die Fasanen dichtes Gebüsch, in der Nähe Wiese, Felder und Wasser, nach denen sie beliebig auswechseln können, wogegen sie zusammenhängenden Hochwald (besonders Nadelholz) nicht besonders bevorzugen. Je dichter das Gebüsch ist, je mehr hohes Gras, Farnkraut, Beerensträucher den Boden bedecken, desto angenehmer der Aufenthalt für die Fasanen, weil sie hier gute Deckung finden, weniger Beunruhigungen ausgesetzt sind und hinreichende Nahrung aufnehmen können.

Von solchen Gebieten streifen sie dann mit Vorliebe in naheliegende Getreidefelder und sind tagsüber unermüdt thätig, alles, was die Jahreszeit an Keimen der Saat oder reifer Frucht bietet, aufzunehmen. Außer den verschiedensten Sämereien, Beeren, grünen Knospen und Schößlingen äßen sie auch noch mancherlei Insekten und Kerbtiere. Gegen Abend bäumen die Fasanen auf, nehmen wohl auch auf niedrigem Gesträuch ihr Nachtquartier, nie oder doch in den allersehrsten Fällen suchen sie die Nacht schlafend auf dem Boden zu verbringen, die Henne wohl nur zur Zeit des Brütens.

Die Hennen scharren sich eine seichte Vertiefung in die Erde, möglichst unter schützendem Gesträuch zc. und füllen diese mit Grashalmen und dürrer Laub aus. Die Gelege zählen je nach der Rasse von sechs bis fünfundzwanzig Eiern, die in Form und Farbe geringe Abänderungen zeigen. In der Hauptsache besteht die Nahrung aller Fasanen in den verschiedensten Sämereien, Körnerfrüchten, Beeren, Knospen, zarten Blättern, Wurzeln zc. und allerlei Kerbtieren und Insekten. Wasser wird viel von ihnen gebraucht, und sie ziehen daher auch regelmäßig zur Tränke, wenn ihr Gebiet nicht Quellen, Bäche und Wasserrinnen aufweist.

Der Jagdfasan wird in sogenannten wilden und zahmen Fasanerien gezüchtet, d. h. in ersteren ist er sich vollständig überlassen, in letzteren werden die in der Jagd aufgesuchten Eier oder auch solche, die man von auswärts bezieht, in eigens dazu hergerichteten Fasanenschuppen von Truthühnern ausgebrütet und aufgezogen und dann später ausgesetzt. Ausführliches hierüber findet man in A. Goedde, „Fasanenzucht“ (Verlag von P. Parey in Berlin), C. Cronau, „Aufzucht und Pflege der Fasanen“ (Verlag von Trübner in Straßburg) und in Hlawensky's „Die zahme Fasanerie“ (Verlag von J. Neumann in Neudamm).

Unter den sogenannten Ohrfasanen (*Crossoptilon*), die in Gefangenschaft ausdauernd und zu erfolgreicher Fortpflanzung schreiten, ist an erster Stelle der Mandschurische Ohrfasan, *Crossoptilon auritum* Gray., zu nennen. Sein Verbreitungsgebiet erstreckt sich auf das Alaschan- und Gansugebirge. Nach Brehm soll indes der Ohrfasan durch den schneereichen Winter im Jahre 1869/70 in den Alaschanbergen sehr selten geworden sein, wogegen er in den Bergen Gansus noch häufig anzutreffen ist.

Der Ohrfasan liebt ausschließlich die dichten Waldungen der Gebirge und lebt von pflanzlichen Stoffen, wie jungen Knospen, Wurzeln verschiedener Pflanzen und Berberitzenblättern. Im Frühjahr und Sommer hält er sich meistens auf dem Boden auf, wohingegen er im Herbst und Winter mehr aufbäumt. Überrascht oder aufgeschreckt sucht er sich durch Laufen oder durch Aufbäumen seinen Verfolgern zu entziehen. Seine unmelodische Stimme erinnert an das Geschrei des Pfaues. Da der Ohrfasan ungemein scheu und vorsichtig ist und auch gegen Verwundungen ziemlich unempfindlich, wenn ihn nicht ein gutsitzenender Schuß trifft, so ist seine Jagd ziemlich schwer und in den Gebirgsklüften auch äußerst beschwerlich und anstrengend. Die meisten Ohrfasanen werden von tangutischen Jägern im Winter in Schlingen gefangen, und die zerschliffenen Schwanzfedern sind namentlich in China ein vielbegehrter Artikel, da solche als höchster Schmuck für die Hüte chinesischer Offiziere dienen. Das Nest wird meist im Gebüsch angelegt und besteht aus wenig dürrem Graze. Bereits im Mai legt das Weibchen seine fünf bis sieben Eier. Auch in der Gefangenschaft, die er in geräumigen Volieren gut übersteht, schreitet der mandschurische Ohrfasan zur Paarung und Fortpflanzung.

Die Hochgebirge Süd- und Hinterasiens beherbergen ein Wildhuhn, das einer besonderen Gattung (*Lophophorus*) angehört und in seiner Farbenpracht einzig dastehen dürfte. Es ist dies der Glanzfasan, *Lophophorus impeyanus* (Lath.). Auf dem Kopfe trägt der Glanzfasan einen ährenartigen Federbüschel von goldigem Glanz. Kopf und Kehle sind metallisch grün, Oberhals und Nacken purpur- bis karminrot und rubinartig glänzend, Unterhals und Rücken bronze-grün mit Goldglanz, Mantel- und Flügeldeckfedern, Oberrücken und Oberschwanzdeckfedern violettblaugrünlich mit hohem Glanz, Unterseite schwarz, auf der Brustmitte grün und purpurn schillernd, dagegen auf dem Bauche ohne Glanz; einige Federn des Unterrückens weiß, die Schwingen schwarz und die Steuerfedern zimmetrot. Die das braune Auge umgebende nackte Hautstelle ist bläulich, der Schnabel dunkel hornfarben und die Beine schmutzig graugrün. Das Weibchen ist einfach gefärbt und zwar die Grundfarbe gelbbraun, dunkelbraun gefleckt und gebändert, Armschwingen und Schwanzfedern schwarz mit braungelben Bändern.

Der Monaul, wie die Bewohner des Himalaja den Glanzfasan nennen, ist außerordentlich scheu und hält sich im Sommer hauptsächlich einzeln oder in Paaren in den an Schlinggewächsen reichen Waldungen seiner heimatlichen Berge auf. Erst wenn die kalte Jahreszeit herannahet und das üppige Grün verdorrt, schlägt er sich zu größeren Ketten zusammen, um so unter dem dürren Laub nach Larven 2c. zu suchen. Im Laufe des Winters, wenn die Kälte zunimmt und Schneefall eintritt, ziehen sie sich immer mehr nach unten und kommen dann selbst bis in die Ebene hinab. Mit Eintritt der wärmeren Witterung beginnt

die Brutzeit. Die Henne bereitet ihr Nest unter gutschützendem Gesträuch oder unter einem Grasbüschel, wie alle Fasanenarten, in recht nachlässiger Weise. Das Gelege zählt etwa fünf Eier von schmutzigweißer Farbe mit rötlichbraunen Punkten und Fleckchen. Ende Mai entschlüpfen die Küchlein den Eiern.

Die ersten lebenden Glanzfasanen brachte Lady Impey nach England und in dem Tierparke des Earl of Derby gelang es, den Monaul zuerst zur Fortpflanzung zu bringen. Später haben sie dann auch in anderen Gärten gebrütet. Wenn dem Glanzfasan in der Gefangenschaft die Eier weggenommen werden, legen sie bis zu zwölf und mehr Eier, die dann am besten und sichersten von Haushennen ausgebrütet werden.

Zum Aussetzen in Waldungen dürfte sich ganz besonders das Fasanhuhn, *Euplocomus melanotus* Blyth., eignen, da die Erfahrungen, welche man in der Gefangenschaft mit ihm gemacht, wenigstens einen günstigen Erfolg als gerechtfertigt erscheinen lassen. Auch ist das Fasanhuhn weniger scheu, vielmehr bei nicht allzu großer Beunruhigung noch zutraulich zu nennen, streift weniger umher und hält sich mehr an den Boden. Merkmale des Fasanhuhnes sind gestreckter Bau, schwacher Schnabel, hohe Beine mit Sporen, gerundete kurze Flügel, dachartiger Schwanz, bestehend aus sechzehn Federn, und warzige nackte Wangenhaut. Das Fasanhuhn oder der Kirrik der Indier ist oberseits glänzend schwarz, Vorderhals und Brust weißlich, Bauch und untere Schwanzdeckfedern schwarzbräunlich. Die nackte Wangenhaut ist rot, das Auge braun, der Schnabel hell horn-gelb und die Läufe gelblichgrau. Das etwas kleinere Weibchen hat eine mehr matt dunkelbraune Färbung, doch zeigt jede Feder hellgrauen Schaftstrich und Endsäume. Eine verwandte Art ist *Euplocomus albocristatus* (Vig.), der „Relitsch“, wie die Indier sie nennen.

Der östliche Himalaja ist die Heimat des Fasanhuhnes und hier erstreckt sich sein Wohngebiet vom Fuße der Hügel bis zu einer Höhe von zweitausend Metern. In den unteren Gebirgen findet man es in allen Waldungen, besonders in Dickichten und dichtbewaldeten Schluchten, wogegen im Innern die Dschungeln und bebaut gewesene, aber wieder aufgegebenen Stellen bevorzugte Aufenthaltsorte bieten.

Die Nahrung des Fasanhuhnes sind Wurzeln aller Art, Beeren, Körner, Schoten, Blätter und die verschiedensten Kerbtiere. So wenig streitsüchtig es sonst ist, erwacht doch während der Balzzeit eine unbezwingbare Kampfeslust in ihm, und die Hähne liegen sich dann oft in den Federn, meist mit blutigem Ausgang. Das Nest wird wie von den anderen Fasanen recht nachlässig unter Gebüsch etc. angelegt, und die Henne bringt 9—14 Eier, die denjenigen des gewöhnlichen Haushuhnes sehr ähnlich sind. Nach 24—26 Tagen entschlüpfen die Küchlein und bäumen bereits mit der dritten Woche auf.

In Volieren bequemt sich das Fasanhuhn leicht zur Fortpflanzung; es ist deshalb auch keine seltene Erscheinung in unseren Tiergärten. Der bekannte Züchter von Cornely in Belgien hielt mehrere frei zwischen dem Hausgeflügel auf seinem Hofe. In der Gefangenschaft nimmt man den Hennen die Eier fort und läßt sie entweder durch Puten oder Haushühner ausbrüten. Jedenfalls dürfte sich dieser Vogel zur Aussetzung und Einbürgerung eignen und empfehlen, da er nicht allein alle angenehmen Eigenschaften des Fasans hat, sondern auch ziemlich widerstandsfähig gegen Kälte ist und daher den Winter wohl ohne sonderlichen Schaden bei uns überdauern dürfte.

Ein eigentümliches Wildhuhn und zwar ein naher Verwandter des Glanzhuhnes oder Glanzfasans ist das Satyrhuhn, *Tragopan satyrus* (L.), welches sich in der Hauptsache durch zwei kleine hohle und aufrichtbare fleischige Hörner vor seinen übrigen Verwandten kennzeichnet, sowie durch das nackte, ausdehnbare Kehlfeld, das sich seitlich durch zwei Hautlappen vergrößert. Diese Fleischteile nehmen während der Balzzeit eine kornblumenartige Färbung an mit kobaltblau glänzenden Wärzchen und schwellen in der Erregung stark an, die Hörner richten sich auf und geben dem Vogel so ein diabolisches Aussehen. Schwarz sind Stirn, Scheitel, sowie ein breites, über die Schläfen nach dem Hinterkopf laufendes Band. Hals und Flügelbug karminrot, Brust und Bauch zeigen auf rotem Grunde augenartige, meist schwarzgefäumte Flecken, Mantel und Oberschwanzdeckfedern sind braun, fein schwarz gewellt und gebändert und an der Spitze mit weißer schwarzgefleckter Augenzeichnung geziert; Schwingen dunkelbraun mit ledergelbem Saum und Bändern, die Schwanzfedern schwarz, Auge tiefbraun, Schnabel und Läufe schmutzig horn gelb. Das kleinere Weibchen hat hellbraunes Grundgefieder, ist auf der Oberseite etwas dunkler und unterseits mit schwärzlichen und rötlichen Querbändern und Flecken sowie weißlichen Schaftstrichen und Flecken geziert. Das Verbreitungsgebiet erstreckt sich auf den Osten des Himalaja und auf Nepal bis Sikkim.

Unterhalb der Schneegrenze, in den hochliegenden, dichten und düsteren Waldungen haust das Satyrhuhn, nur im Winter tiefer hinunterziehend, sich dann in den Dickichten der Morenda-, Eichen- und Walnuß-Waldungen, wo der Bambus fast undurchdringliches Gestrüpp bildet, ansiedelnd. Zu dieser Zeit lebt es gesellig, bildet aber nie oder selten geschlossene Völker. Nur wenn es Nachstellungen ausgesetzt ist, sei es durch Raubtiere oder Eingeborene, wird es vorsichtiger und scheuer und weiß sich dann geschickt in dem Dickicht oder den dichten Baumkronen zu decken. Erst wenn die Schneeschmelze beginnt und die warmen Frühlingstage anfangen, steigt es wieder höher im Gebirge hinauf und bald ertönt dann auch der dem Blöken einer Ziege ähnliche Paarungsruf. Während der Balzzeit

entfaltet der Hahn seine volle Pracht und ist in dieser ein wirklich berührend schöner Vogel.

Blätter, Knospen der verschiedenen Baumarten, Beeren, Wurzeln, Sämereien, Körner, Käfer und andere Kerbtiere bilden seine Nahrung, doch besteht der Hauptteil derselben in saftigen Knospen und Blättern.

Das Satyrhuhn akklimatisiert sich leicht, erträgt die Gefangenschaft gut und schreitet auch zur erfolgreichen Fortpflanzung. Die Henne legt selten mehr wie 6 Eier, die ziemlich starkschalig und auf braungelbem Grunde mit feinen hell- und stärkeren dunkelbraunen Fleckchen gesprenkelt sind. Sie brütet eifrig, und nach 26 Tagen entschlüpfen die jungen Satyrhühnchen dem Ei, von der Mutter gut geführt und beschützt. Die Hähne erhalten erst im zweiten Jahre ihr Prachtgefieder.

Der Spiegelpfau, *Polyplectron bicalcaratum* (L.), ein naher Verwandter der Pfauen und des Arguspfaus, ist trotz seiner einfach scheinenden Färbung durch die wundervolle Augenzeichnung der Federn ein sehr schöner Vogel. Kopfseiten und Kehle sind reinweiß, um das Auge ein rostgelber Fleck, die Oberkopffedern, die sich in der Erregung etwas aufwärts sträuben, sind sepiabraun, das übrige Gefieder hellsepiabraun, auf der Unterseite fein schwarz geriefelt, mit kleinen eiförmigen gelbbraunlichen Flecken, welche auf dem Ober Rücken und den Flügeln glänzend hell umsäumte grünviolette und auf den Schwanzfedern glänzend blau-grüne Augenflecken zeigen. Die graubläulichen Läufe des Hahnes zeigen 2 und oft bis 6 Sporen. Das Weibchen hat kürzeren Schwanz, minder glänzende und weniger auffallende Färbung und an Stelle der Sporen schwielige Erhöhungen.

Birma, Assam und Tenasserim sind die Heimat des Spiegelpfaues, der wie seine Verwandten, der tibetanische Spiegelpfau, *Pol. thibetanum* (L.) und der Arguspfau, *Argusianus argus* (L.), in den dichten Waldungen ein verstecktes Dasein führt. Sie halten sich viel auf dem Boden auf und lieben es in unentwirrbarem Gestrüpp und Dickicht herumzustreifen. Über die Lebensweise dieses scheuen Vogels ist noch wenig bekannt, doch sollen Gefangene sich in geräumigen Vogelhäusern zur Paarung bequemen und längere Zeit ausdauern. Der bereits vorhin erwähnte Arguspfau, *Argusianus argus* (L.), auch wohl Argusfasan genannt, ist bereits im Jahre 1780 in verschiedenen Wäldern nach Europa gekommen, doch gelangte er lebend erst in den sechziger Jahren zu uns. Sein ungemein herrliches und prachtvolles Federkleid ist trotz der etwas düsteren Färbung des Untergrundes ohne gleichen und zwar hauptsächlich durch die wundervoll gezeichneten Schwungfedern. Das Gesicht ist nackt, die Kopfmittle mit einem aus niedrigen, schwarzen, sammetartigen Federn gebildeten Kamm geziert, der sich helmraupenartig nach vorn biegt. Der Nacken zeigt zweizeilig geordnete, haarige und

kurze, gelb-schwarzgestreifte Federn, und das gesamte Kleingefieder sitzt locker, aber dicht. Nacken- und Oberrückensfedern sind erd-braun, weißgelb gestreift und geperlt, der gelbbraune Rücken ist mit dunkelbraunen runden Tüpfeln gezeichnet, die Unterseite ziemlich gleichmäßig rotbraun, hellgelb und schwarz gewellt und gebändert. Die weißschaf-tigen Armschwingen zeigen nach der Außenfahne zu dicht am Schaft stehende lichtweißgelb und schwarz gerandete Augenflecke, diese verlaufen von dunkelolivgrün allmählich ins grüngelbe und endigen übergehend in einen zart grauweißen Endsaum; zwischen den Augenflecken stehen dunkelrostgelbe, schwarz-braune bänderartige Flecken, während in gleicher Farbe vor den Augenflecken, und zwar von einem jeden aus, eine bandartige Zeichnung ausläuft, die gegen den Endsaum der Fahne in eine punkt- oder perlartige Zeichnung übergeht. Die Innenfahne ist vom Schaft aus graubräunlich, gegen das Ende zu weißgrau und hier mit unregelmäßig stehenden braunen Punkten besetzt. Das Ende der Feder zeigt dann auf sepiabraunem Grunde größere und kleinere schwarzbraun eingefaßte Pünktchen. Die längsten Schwanzfedern sind schwarz, der Schaft oben rotbraun, unten aschgrau, mit weißen schwarz umrandeten Augenflecken geschmückt. Der Schnabel ist weißlichgelb, das Auge rotbraun, das Gesicht nackt und bläulich und die Läufe hellkarminrot. Die kleinere Henne ist weit einfacher gezeichnet und zeigt auf hellbraunem Grunde schwarze und gelbliche Bänder-, Wellen- und Punktzeichnung.

Die Haltung besonders des Hahnes ist pfauenartig; nur während der Balzzeit zeigt er sich in seiner ganzen Schönheit. Unter schnarrenden Rufen, die wie „Kwau“ klingen, sucht er die Weibchen herbeizulocken und mit niederhängenden, ausgebreiteten Flügeln, deren wundervolle Zeichnung nun ganz zur Geltung kommt, stolziert er balzend auf den Waldblößen umher. Das Weibchen legt sein Nest im dichtesten Gebüsch und möglichst verborgen, aber recht nachlässig und kunstlos an und bringt hier sein aus sieben bis zehn gänseigroßen Eiern bestehendes Gelege. Die Nahrung besteht in Kerbtieren, Würmern, Schnecken, Blattknospen und Sämereien, in der Gefangenschaft nehmen sie nach Brehm auch gekochten Reis. Das Wildpret soll äußerst schmackhaft sein.

Die Gattung der Felsenhühner wird durch das in Asien vorkommende Haldenhuhn, *Tetraogallus himalayensis* Gray., fälschlich auch Schneefasan genannt, repräsentiert. Ich kenne dasselbe nur nach ausgestopften Exemplaren, und die nachfolgenden Notizen sind „Brehms Tierleben“ entnommen.

Auf allen Hochgebirgen Innerasiens vorkommend, steigt es im Sommer bis zu den höchsten Gipfeln, um im Winter wieder bis zur Holzgrenze hinabzuwandern. Als ausschließliches Huhn der Felsen vermeidet es alle Waldungen, und je unwegsamer und zerklüfteter die Felsenpartien sind, umso mehr bevorzugt es diese.

Dem Galdenhuhn nahestehend ist das Königshuhn, *Tetraogallus caucasicus* Gould, dessen Verbreitungsgebiet sich auf den Kaukasus beschränkt; dasselbe ist im Freileben noch weniger beobachtet worden wie das Galdenhuhn. Brehm beschreibt das Äußere dieses Vogels wie folgt: „Seine Länge beträgt 72, die Breite 100, die Fittichlänge 32, die Schwanzlänge 20 cm. Oberkopf, Hinterhals und Nacken sind lichtfahlgrau, die Federn eines breiten Kragens auf dem Ober Rücken, der auch die Brust umgiebt, auf lichtfahlgrauem Grunde mit feinen, aus Punkten bestehenden, gewellten Querbänden gezeichnet, Mantel, Unterrücken in die Quere gewellt, alle größeren Federn der Oberseite mit mehr oder minder breiten rostbraunen oder rostgelben Rändern geziert, wodurch eine streifige Zeichnung entsteht, ein hinter dem Ohre beginnendes, seitlich am Halse und dann scharf nach der Brust herablaufendes Band sowie ein zweites, das am Kinnwinkel beginnt und hufeisenförmig die Kehle einschließt, dunkel kastanienbraun, die Kehle und ein von beiden Bändern begrenzter Halsstreifen weiß, die Federn des dem Kragen entsprechenden Kopfquerbandes fahlweiß, einzelne von ihnen mit teilweise verdeckten schwarzen Mondflecken wie gebändert, Brust und Bauch tief felseingrau, dunkler gefleckt und äußerst fein fahlbraungelb quergewellt, die Seitenfelder lichter, mit breiten Außen- und schmälern Innenrändern von rostbrauner oder rostroter Färbung, die sich einende Längsstreifen bilden, die Handschwingen fast ganz, die Armschwingen nur an der Wurzel weiß, erstere gegen die Spitze, letztere bis gegen die Wurzel hin dunkelgrau, fleckig fahlgelb quergebändert, die Schulterfedern durchaus so gefleckt, aber nach Art der Rückenfedern rostfarben umrandet, die äußeren Schwanzfedern außen auf dunkel rostrottem Grunde fein dunkel gefleckt, innen und bandartig vor der Spitze rötlich dunkelgrau, gegen die Mitte des Schwanzes hin mehr und mehr in Felseingrau übergehend und stärkere Fleckung zeigend. Beide Geschlechter tragen dasselbe Kleid und unterscheiden sich nur durch die Größe.“

Die Bewegungen ähneln mehr denen der Stein- und Repphühner, und während das Galdenhuhn auf dem Boden mehr kurz und gerundet erscheint, ist das Flugbild ein gestrecktes. Es hält auf dem einmal erwählten Terrain seinen bestimmten Stand und verfolgt hartnäckig jeden Eindringling in sein Gebiet. In der Balzzeit, die meist mit Anfang März beginnt, kämpfen die Hähne erbittert um den Besitz des Weibchens. Die Stimme ist nach Brehm ein wohlklingendes, schwer zu beschreibendes Pfeifen, welches noch auf weite Entfernungen hin hörbar ist.

Auf einer erdigen Stelle an felsigen Abhängen scharrt das Weibchen eine Vertiefung, die mit wenigen Grasshalmen ausgelegt wird, und bringt hier seine sechs bis sieben ziemlich runden, auf grüngelblichem Grunde blaugefleckten Eier unter, die in sechsundzwanzig bis achtundzwanzig Tagen erbrütet werden. Das

Weibchen brütet eifrig, indes das Männchen in der Nähe des Nestes Wache hält und bei drohender Gefahr warnende Laute ausstößt. Das Gesperre wird von Hahn und Henne mit gleichem Eifer geführt und auch bei der größten Gefahr nicht von ihnen verlassen; die Jungen wissen sich übrigens im Steingeröll gar meisterlich zu drücken und dadurch meist der Gefahr und ihren Verfolgern zu entgehen.

Die Nahrung besteht in allerlei Pflanzenstoffen: Grasspitzen, Knospen, Blättern, Moos, Wurzeln und dergleichen. Bei starkem Schneefall scharren sie vollständige Gänge unten dem Schnee, um zu ihrer Lieblingszähung zu gelangen. Das weiße Wildpret soll einen ausgezeichneten Geschmack haben, zart und würzig sein.

„Mountaineer“ meint, daß man die Galdenhühner bald an die Gefangenschaft und den Käfig gewöhnen könne, wo sie dann auch Körnerfutter annehmen, bezweifelt aber, daß sie mit solchem auf die Dauer zu erhalten sind.

(Fortsetzung folgt.)

Die Fänge der Raubvögel.

Von Dr. Carl R. Hennicke.

VIII.

(Mit Schwarzbild Tafel XVI.)

Der Uhu, *Bubo bubo* (L.).

Die Fänge sind stark und kräftig, besonders die Krallen sehr groß. Der Lauf und die oberen Seiten der Zehen sind mit dunkelrostgelben Federn dicht bedeckt, die mit schmalen dunkelbraunen Wellenlinien gezeichnet sind. Die Länge des Laufes beträgt 7 bis 8 cm.

Die Zehen sind an der nicht befiederten Unterseite rauh infolge kleiner warziger Erhöhungen und dort braungrau gefärbt. Die Mittelzehe mißt 5,8 bis 6,4 cm, die Außenzehe 4,7 bis 5 cm, die Innenzehe 5,2 bis 5,4 cm, die Hinterzehe 2,4 bis 2,6 cm.

Die verhältnismäßig großen Krallen sind stark gekrümmt, spitz und dunkelbraun von Farbe. Die der Mittelzehe mißt in der Sehne gemessen 3,5 bis 3,8 cm, die der Außenzehe 3,0 bis 3,2 cm, die der Innenzehe 3,6 bis 4,0 cm, die der Hinterzehe 3,6 bis 3,9 cm.

Der abgebildete Fang ist der eines besonders großen Exemplares ($2\frac{3}{4}$ kg Gewicht!), das am 3. April 1893 in Finland in dem Augenblicke erlegt wurde, als es eine große, starke Bauernkaze geschlagen und ergriffen hatte.



Satyrhuhn, *Tragopan satyrus* (L.).
Männchen.

Ringfasan, *Phasianus torquatus* Gm.
Männchen.



Phasianus Reevesii Gray. Königsfasan.

1 Männchen.

Thaumalea Amherstiae (Leadb.). Diamantfasan.

2 Männchen. 3 Weibchen.



LITH. ANST. FR. BUCHH. KÖNIGL. GEA.-UNIVERSITÄT.

Thaumalea picta (L.). Goldfasan.
Männchen.

Euplocomus nychthemerus (L.). Silberfasan.
Männchen.



Phasianus versicolor Vieill. Buntfasan.

Männchen. Weibchen.



Glanzfasan, *Lophophorus impeyanus* (Lath.)

Männchen.

Satyrhuhn, *Tragopan satyrus* (L.)

Männchen.

A. Goerung

Lith. Anst. Fr. Eugen Köhler, Gera-Unterhaus



Arguspheu, *Argusianus argus* (L.)

Lith. Anst. Fr. Egon Kshler, Gen.-Untermbau



Polyplectron bicalcaratum (L.). Spiegelpfau.



Schopfwachtel, *Callipepla californica* (Shaw.).



Inambuhuhn, *Rhynchotus rufescens* Temm.

Lith. Nach: Fr. Eugen Kollar, k. k. Universitäts

geliefert, unter anderem finden wir auf Tafel 12 ein Ei des Gleitaars (*Elanus coeruleus*), welches in den meisten Sammlungen zu den Deoßderaten gezählt zu werden pflegt und in der Regel auch nicht in den Preislisten der großen Handlungen notiert wird. Die Tafeln 24 und 25 enthalten Abbildungen von Kleinvögeln, Tafel 26 vortreffliche Bilder der Eier des Auerhuhns und Wirtshuhns, die folgenden Tafeln 27 und 28 bringen die Eier der Wachtel, des Haselhuhns, der Steinhühner und der Moorhühner naturgetreu zur Darstellung.

Möge das Werk weiteren guten Fortgang nehmen, daraufhin dem Herrn Verfasser und Verleger ein herzliches „Weidmannsheil!“

Merseburg, den 20. März 1900.

G. J. v. Wangelin.

Aus den Lokal-Vereinen.

Ornithologischer Verein Leipzig. Sitzung vom 21. März 1900. Bei seiner kürzlichen Anwesenheit in der Gegend bei Quedlinburg sind dem Unterzeichneten mehrfach Klagen aus landwirtschaftlichen Kreisen dort zu Ohren gekommen über massenhaftes Auftreten des Grünfinken (*Chloris chloris*) im Herbst 1899. Die Ernte des in dortiger Gegend vielfach angebauten Zuckerrübensamens wurde durch ungünstige Witterung sehr verzögert und war dadurch um so länger den Beschädigungen durch die Grünfinken ausgesetzt, die in solchen Scharen auftraten, daß an den Feldern Wächter zum Verscheuchen aufgestellt werden mußten. Es wäre interessant, zu erfahren, ob in anderen Gegenden ähnliche Beobachtungen zu verzeichnen gewesen sind. Zu bemerken ist noch, daß der Grünfink dort als Brutvogel zwar überall nicht selten ist, aber daß doch ein solch massenhaftes Auftreten nicht ohne weiteres erklärlich macht, dies wohl vielmehr der reichen Nahrung zuzuschreiben ist, welche die Vögel heranlockte.

Sitzung vom 4. April 1900. Aufmerksam gemacht durch einen hiesigen Herrn, daß in den Gärten des Johannisthales eine fast weiße Amsel sich aufhalte, hat der Unterzeichnete in voriger Woche mehrfach Gelegenheit gehabt den Vogel zu beobachten, da er sich in keiner Weise scheu zeigte. Es ist dem hochgelben Schnabel nach zu urteilen ein älteres Männchen und folgendermaßen gefärbt: Kopf (Stirn und Scheitel), Flügel und Schwanz sind schwarz, alle übrigen Teile schmutzig weiß (ob diese Farbe natürlich oder ob das Weiß durch Ruß u. etwas schmutzig ist, ließ sich nicht unterscheiden), Schnabel hochgelb. Nicht uninteressant dürfte sein, daß dieser Fall von Albinismus bei Amseln hier nicht allein steht. Herr Dr. Schulze (M. d. B.) beobachtete 1899 und auch in diesem Frühjahr in seinem Garten (Sidonienstraße, hier) eine Amsel mit beiderseits weißen Schulterfittichen, ebenso Herr Müller (M. d. B.) im Johannapark hier eine weiß geschreckt erscheinende Amsel im Januar 1899. D. Giebelhausen.

Druckfehler-Berichtigung.

Auf Seite 97 Zeile 18 von oben ist statt Skawi zu setzen Shawi und hinter insignis auf Zeile 3 von unten " zu setzen.

Auf Seite 98 Zeile 2 von oben ist statt Zadenknecht-Reymann zu schreiben: Zadenknecht-Reyman.

Auf Seite 151 Zeile 5 von oben ist statt 1899 1889 zu setzen.

 Diesem Hefte liegt Schwarztafel XIX bei. 

Redaktion: Dr. Carl R. Hennicke in Gera (Reuß).

Druck und Kommissionsverlag von Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Ornithologische Monatsschrift](#)

Jahr/Year: 1900

Band/Volume: [25](#)

Autor(en)/Author(s): Bungartz Jean

Artikel/Article: [Einbürgerungsversuche fremder Hühnerarten. 82-109](#)